

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postur } Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen
 sendung 5 fl. Auf Vestinapapier mit ersten } (Festungsaufahrt), in Ferd. Tomasas Kunsthand-
 Kupferabdrücken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M. } lung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Die zwei Becher.

(Beschluss.)

4.

Rustan, der immer in der Nähe des Kaisers war, sah die Wunder der Siege desselben, sah ihn in einem Glanze strahlen, von dem ihm kaum die Märchen des Orients eine Vorstellung hatten geben können, sah in ihm einen Gott, und seine Treue kannte keine Grenzen. Aber auch der Kaiser liebte seinen Mameluken wie einen ihm vom Himmel gesandten Diener, wollte, daß derselbe sich mit Glanz und Reichthum umgebe, spiegelte sich gewissermaßen gern in dem Luxus Rustans, verlangte für seinen Mameluken den prächtvollsten Anzug, die kostbarsten Waffen, die schönsten Pferde, und bei festlichen Gelegenheiten wies er ihm stets den Platz neben sich an.

Aber mitten in den unsterblichen Feldzügen des Kaisers, mitten in dem Rausche der Eroberungen und der Größe in den Tuilerien dachte Rustan an sein Vaterland; er sehnte sich nicht gerade dahin zurück, denn nichts in der Welt würde ihn von Napoleon getrennt haben, aber er dachte an seine Mutter, an die Berge seiner Heimath, an die Ebene mit den Schafherden, an die glücklichen Tage, die er sich für die Zukunft versprochen hatte, und an Nephthalie, welche die Gefährtin seines Lebens werden sollte.

Eines Morgens war der Kaiser sehr vergnügt, knipp Rustan in die Ohren und sagte zu ihm: „Rustan, Du wirst Deine Landsleute wiedersehen.“

„Wie, Sire?“ fragte Rustan erschrocken.

— „Nein, nein, beruhige Dich,“ setzte der Kaiser hinzu, der die Gedanken des Mameluken sogleich errieth, „Du sollst nicht fort, sie werden zu uns kommen.“

„Ach!“

— „Ja. Ich werde in meiner Garde ein Regiment Mameluken haben; willst Du es kommandiren?“

„Sire, ich bin stets bereit, den Willen Ew. Majestät zu erfüllen, aber, wenn Sie mir einen Wunsch erlauben, so bitte ich, Sie nie verlassen zu dürfen.“

— „Gut, lieber Freund! Ja, Rustan, bleibe immer bei mir und ver-
lange von mir, was Du brauchst.“

„Sire, ich bedarf nichts als die Gegenwart und das Wohlwollen Ew. Majestät.“

— „Sage mir, Rustan, wie wohnst Du?“

„Ich bewohne ein kleines Zimmer in dem Vavillon Flora.“

— „Hast du es nach türkischem Geschnaake einrichten lassen?“

„Nein, Sire.“

— „Du bist dumm; laß es türkisch einrichten, mein Junge.“

Der Kaiser entfernte sich und Rustan ließ, nach dem Willen des Kaisers, seine Zimmer auf orientalische Art einrichten, einfach, aber ganz im Geschnaake seines Vaterlandes.

Die Mameluken langten in Paris an und erregten allgemeines Erstaunen; es war eine lebendige Trophäe, welche Aegypten Napoleon sandte, und er nahm sie mit dem befriedigten Stolge eines Siegers, aber auch mit so viel Wohlwollen an, daß die Fremdlinge in seinem Dienste mehr eine Ehre, als eine Demüthigung finden mußten. Rustan beobachtete sie sehr aufmerksam: diese Gesichter waren für ihn eine lebendige Erinnerung. Als die Offiziere dem Kaiser vorgestellt wurden, blieb einer aus der Gruppe schüchtern zurück. Rustan ging auf ihn zu, redete ihn in der Muttersprache an und erkannte ihn; es war Alib; Alib, der am Verlobungstage mit ihm aus dem nun ver-
tornen Becher getrunken hatte.

„Und Nephtalie?“ fragte Rustan fast unwillkürlich.

— „Sie ist todt!“

Und beide schwiegen einen Augenblik.

„Todt ohne Gatten?“ fuhr Rustan fort, indem er auf Alib einen sun-
kelnden Blik warf, gleich der Klinge eines syrischen Dolches.

— „Nein!“

„Und wen hat sie geheirathet?“

— „Mich.“

„Dich?!“

Rustan ließ die Hand Alibs los; die Augen wurden ihm nicht naß; er sah ihn an, aber in seinem Blike lag jetzt weder Zorn noch Unwille, sondern eine unbeschreibliche Mischung von Ueberraschung und Mitleid.

5.

Zwei ganze Wochen waren seitdem vergangen; der Kaiser hatte bereits die erste Musterung über das Regiment gehalten und wollte dann, daß Rustan und die Mameluken bei einem Festmahle beisammen seien; bei diesem Mahle gelobten sich Alib und Rustan von neuem Freundschaft und Vergessenheit des Vergangenen. Indes beschäftigte den Mameluken des Kaisers fortwährend ein geheimer Plan. Er ging häufig zu dem geschickten Goldschmidt Odiot, brachte ganze Stunden lang in der Werkstatt desselben zu, und eines Tages sah man

ihn in das Schloß geheimnißvoll einen Becher bringen, den er sorgsam verbarg. Den andern Tag lud er den Lieutenant Alib zu sich ein.

Der Ramelukenoffizier stellte sich pünktlich ein, und ward freundschaftlich von seinem Landsmanne empfangen. Sie hatten einander so viel zu sagen, wenn nur einmal angefangen war. Rustan begann zuerst von Armenien und allen seinen Erinnerungen; sie wünschten einander Glück zu ihrer Laufbahn; dann erzählten sie ihre Abenteuer. Alib hatte Armenien nach dem Tode Nephthalies verlassen, die einem Grame unterlag, den sie nie entdecken wollte. Warum sie eingewilligt hatte, Alib zu heirathen, war ein Geheimniß, das er nur durch die natürliche Unbeständigkeit der Frauen und die Abwesenheit Rustans zu erklären wußte, welche sie einer andern Liebe zuschrieb. Kein Wort von dem Becher! Auch Rustan sprach nicht davon, schien vielmehr absichtlich diesen Gegenstand zu vermeiden.

Die Stunden vergingen schnell bei den Gesprächen, welche die beiden Rameluken in die Heimath und die glückliche Jugendzeit zurückversetzten. Die Einrichtung des Zimmers Rustans verstärkte die Täuschung noch, und die Gesichte, welche man auftrug, waren die vaterländischen.

Mit einemmale gab Rustan ein Zeichen; ein armenisch gekleideter Diener trat herein und überreichte mit den gewöhnlichen Förmlichkeiten seinem Herrn einen Becher. Dieser stand auf, berührte ihn mit den Lippen und reichte ihn seinem Gaste. Bei dem Anblicke desselben stürzte Alib, erstaunt, überrascht, wie vom Blitze getroffen nieder, Rustan entfernte seine Leute und eilte ihm zu Hilfe.

Die Blicke Alibs waren unstät, seine Worte ohne Zusammenhang. Was sagte er? Er spricht von der Entwendung eines Bechers, von einem Mädchen, das sich gegen die Gewalt sträubt, bittet und fleht, und zu dem Altare geschleppt wird, um einen falschen Schwur zu schwören. Warum diese Worte des Verbrechens und der Reue, die er hervorstammelt? Warum verlangt er, man solle den zarten weissen Körper von ihm entfernen, den der Tod, sagt er, kaum berührt zu haben scheint? Warum wiederholt er, er wolle ein Leben enden, das immer von der verflucht worden sei, welche er so sehr geliebt, daß er sich, um sie zu besitzen, den schrecklichen Strafen ausgesetzt habe, welche der Prophet für die bestimmte, die die heilige Gastfreundschaft verletzen? Und — was bedeutet die gräßliche Ruhe, welche plötzlich auf diesen Wahnsinn folgt?

„Alib!“ sprach Rustan, „geh, ich verzeihe Dir; Du warst nur das blinde Werkzeug des Schicksals, welches mir den Platz an der Seite Napoleons angewiesen hatte; komm wieder zu Dir. Die Prüfung war zu stark.“

Alib erlangte allmählig den Gebrauch seiner Sinne und seines Verstandes wieder; seine Blicke richteten sich ängstlich auf die Tafel, und er sah den Becher wieder. Es war der, welchen er einst geraubt hatte, der Becher Rustans, mit welchem der Besitz Nephthalies verbunden war. Wie war dieser Becher nach Paris, in die Tuilerien gekommen, da er ihn doch selbst in den Euphrat geworfen, und nur seinen Schmerz und seine Reue behalten hatte, von denen er sich nicht befreien konnte? Alib erfuhr es nie.

Rustan sah trotz der Zeit und der Entfernung jenen Becher noch immer vor seinen Augen, und hatte ihn Dbiot so genau beschrieben, daß der Künstler ihn täuschend ähnlich nachzubilden vermochte.

Viele Jahre nach dem Frühstüke in den Sultorien, in der Schlacht bei Leipzig, kam ein Mameluk zu Rustan und forderte ihn auf, einen Sterbensden zu trösten, der ihn im Namen des Propheten darum beschwöre. Rustan folgte dem Boten. Bei der Garde, bei dem Scheine halb verlöschter Feuerbrände, sah er Alib liegen, der ihm die Hand entgegenhielt und Sprüche aus dem Koran betete. Kaum hatte Rustan diese Hand ergriffen, als sie erkaltete. Alib starb an einer Wunde, die er nicht hatte verbinden lassen.

Die vier Heinrichs.

Die Geschichte zeigt manches seltsames Zusammentreffen, und es gibt Ereignisse, die eine so merkwürdige Aehnlichkeit darbieten, daß man fast glauben möchte, sie seien das unvermeidliche Geschik gewisser Familien. Ein solches sonderbares Zusammentreffen zeigt uns in höchst auffallender Weise das königliche Haus Capet jedesmal, wenn eine der Branchen desselben auf den Thron gelangte. So ist die Nachfolge dreier Brüder auf den Thron Frankreichs stets die Erlösung oder Ausschließung des ältern Zweiges in dem Augenblicke vorangegangenen, wo er einer neuern Linie Platz machte. Philipp der Schöne stirbt; er hinterläßt 4 Söhne: drei dieser Söhne gelangen nach einander auf den Thron; zuerst Ludwig X. Hutin, hierauf Philipp der Lange und endlich Karl der Schöne. Die Branche der Capets erlischt, die der Valois ersetzt sie. Als die Regierungszeit der Letzteren abgelaufen war, verliert sie den Szepter unter denselben Umständen wie die Branche, welche sie ersetzte. Heinrich II. hinterläßt vier Erben; von denselben werden drei Könige von Frankreich; Franz II., Karl IX., Heinrich III. Die Valois enden, die Bourbons beginnen. Wir sahen die ältere Linie der Bourbons nach den Regierungen Ludwig XVI., Ludwig XVIII. und Karl X. enden, welche drei auch Brüder waren, und alle den Thron bestiegen. Eine andere Sonderbarkeit finden wir in einer der zahlreichen Produktionen des sechzehnten Jahrhunderts, die in Haag gedruckt ist: und den Titel: „Finger Gottes“ trägt.

Eines Abends regnete es in Strömen; eine alte Frau, die im Lande als Hexe galt, und die eine elende Hütte im Walde von St. Germain bewohnte, hörte an ihrer Thüre klopfen; sie öffnete, und sah einen Kavaliere, der sie um Gastfreundschaft bat, sie brachte sein Pferd in eine Scheune, und ließ ihn eintreten. Beim Schimmer einer rauchenden Lampe sah sie, daß es ein junger Edelmann war. Die Person verkündete die Jugend, die Kleidung den Stand. Die alte Frau machte Feuer an, und frug den Edelmann, ob er etwas zu essen wünsche. Ein sechzehnjähriger Magen ist wie ein sechsjähriges Herz, sehr begehrlieh und wenig spröde. Der junge Mann nahm das Anerbieten an. Ein Stück Käse und ein Schwarzbrot ward aus der Truhe geholt. Es war der ganze Vorrath der Alten. „Ich habe nicht mehr,“ sprach sie zu dem jungen Edelmann, „das ist Alles, was mir der Zehnte, die Steuer und die Nachsteuer übrig lassen, um armen Reisenden anzubieten; dazu kommt noch, daß mich die Bauern der Umgegend als eine Hexe und eine dem Teufel Ge-

weihte ausschreien, um mit gutem Gewissen den Ertrag meines armseligen Feldes zu rauben.“

„Pardieu!“ sagte der Edelmann, „wenn ich jemals König von Frankreich werde, so will ich die Steuern aufheben und das Volk unterrichten lassen.“ — „Gott erhör euch,“ erwiderte die Alte. Hierauf näherte sich der Herr dem Tische, um zu essen; aber in demselben Augenblicke hielt ihn ein neues Klopfen an der Thüre davon ab. Die Frau öffnete, und sah wiederum einen von Regen durchnästen Kavalier, der sie um Gastfreundschaft bat. Sie ward ihm zugestanden, und als er eingetreten, fand es sich, daß es wieder ein junger Mann, und wiederum ein Edelmann war.

„Du bist es, Heinrich?“ sagte der Eine.

„Ja, Heinrich,“ sagte der Andere.

Beide hießen Heinrich. Die Alte vernahm aus ihrer Unterhaltung, daß sie zu einer großen Jagdparthie gehörten, welche König Karl IX. hielt, und die das Ungewitter zerstreut hatte. „Alte,“ sagte der Neuangekommene, „kannst du uns nicht noch etwas geben?“ — „Nichts,“ erwiderte sie. — „So müssen wir theilen,“ sagte er. Der erste Heinrich verzog das Gesicht; als er jedoch den entschlossenen Blick und die kräftige Haltung des zweiten Heinrich sah, sprach er verdrießlich: „Theilen wir denn!“ — Er dachte, besser, daß ich mit ihm theile, als daß er Alles nimmt. Sie setzten sich hierauf einander gegenüber, und schon war der eine im Begriff, das Brod mit seinem Dohle zu zerschneiden, als zum Drittenmale an der Thüre geklopft ward. Seltsames Zusammentreffen! noch ein junger Mann, noch ein Heinrich. Die Alte betrachtete sie mit Verwundern. Der erste wollte den Käse und das Brod verbergen; der zweite stellte Alles wieder auf den Tisch und legte seinen Degen dabei. Der dritte Heinrich lächelte.

„Ihr wollt mir also nichts von eurem Abendessen geben?“ sagte er, „ich kann warten, ich habe einen guten Magen.“ „Das Abendbrod“, sagte der erste Heinrich, „gehört von Rechtswegen dem, der zuerst kam.“ — „Das Abendbrod,“ sagte der zweite, „gehört dem, der es am besten zu vertheidigen weiß.“ — Der dritte ward roth vor Zorn, und sagte stolz: „Vielleicht gehört es dem, der es zu erobern versteht.“ — Kaum waren diese Worte ausgesprochen, als der erste Heinrich seinen Dolch ergriff, und die beiden andern ihre Degen zogen. Schon wollten sie handgemeng werden, als zum Viertenmal geklopft wird, und ein vierter Edelmann, ein vierter junger Mann, ein vierter Heinrich hereintrat. Beim Anblick der bloßen Degen zog er den seinigen, stellte sich den schwächsten zur Seite, und griff ungestümer Weise an. Die Alte verbirgt sich voll Angst, und die Degen zertrümmern Alles, was sie erreichen. Die Lampe fällt um, erlischt, und jeder schlägt im Finstern um sich. Der Waffelärm dauert eine Zeitlang, wird dann nach und nach schwächer, und endet zuletzt ganz. Hierauf wagt es die Alte, ihren Schlupfwinkel zu verlassen; sie zündet die Lampe wieder an, und sieht, wie die vier jungen Leute auf der Erde hingestreckt, und alle verwundet waren. Doch mehr aus Ermüdung als durch Blutverlust waren sie hingefunken. Einer nach dem andern erhob sich wieder, und beschämt über ihr Benehmen, lachten sie und sprachen: „Wir wollen in Einigkeit und ohne Groll mit einander essen.“ Sie sahen sich nach dem Abendbrode um, aber es lag auf der Erde, zertrreten

und mit Blut besudelt. So armselig auch es war, so sehr beklagte man es doch. Ueberdies war die Hütte zerstört, und die Alte starrte in einem Winksel sitzend, mit fahlen Augen auf die vier jungen Leute hin.

„Warum betrachtest du uns so?“ sprach der erste Heinrich, dem dieser Blick missfiel. „Ich lese euer Schicksal, das euch auf den Stirnen geschrieben steht, erwiderte die Alte. Der zweite Heinrich befahl ihr mit harten Worten, es ihm zu enthüllen; die beiden andern unterstützten ihn lachend. Die Alte sprach: „Dasselbe Geschick wird euch alle vier vereinen, so wie ihr euch in dieser Hütte zusammen fandet. So wie ihr das Brod mit Füßen getreten und mit Blut besudelt habt, was euch die Gastfreundschaft bot, so werdet ihr die Nacht mit Füßen treten und mit Blut besudeln, die ihr theilen konntet; wie ihr diese Hütte verwüstet und zu Grunde gerichtet habt, so werdet ihr Frankreich verwüsten und zu Grunde richten; wie ihr alle vier im Finstern verwundet worden seid, so werdet ihr alle vier durch Verrath und eines gewalthätigen Todes sterben.“

Die vier jungen Leute konnten nicht umhin, über die Weissagung der Alten zu lachen. Diese vier Edelleute waren die vier Helden der Ligue, zwei von ihnen deren Oberhaupt, die andern zwei als deren Feinde.

Heinrich von Conte ward zu Saint-Jean-d'Angely von seiner Frau vergiftet. — Heinrich v. Guise ward zu Blois von den Fünfundvierzig ermordet. — Heinrich von Valois (Heinrich III.) ward von Jakob Element zu St. Cloud ermordet. — Heinrich von Bourbon (Heinrich IV.) ward zu Paris von Ravaillac ermordet.

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Miszellen.

London. Nach Londoner Blättern liest man in dem Ladenfenster eines dortigen Haar-Kräuslers (Voters-Strasse, New-York-Markt) folgende Anzeige: „Frauenzimmer-Häupter werden vermittelt Dampf frisiert, nach dem ersten Style von Eloquenz!“ M.

Paris. Bei dem Brande des Theaters de la Gaite sind vier Menschen umgekommen. Der Schaden ist sehr beträchtlich, da das Gebäude nur gering versichert war. B.

Schottland. Hier ward unlängst zur Herstellung einer größern Frequenz bei den Viehmärkten ein Ochsenrennen gehalten. Der Gedanke ist originell.

Auf dem Plage war ein blau und weiß angestrichener Pfahl aufgestellt, an welchem 3 neue Weitschen, als Preise für die Bewerber hingen. S.

New-York. Ein amerikanischer Lustschiffer, Hr. Rufus Porter, hat der Regierung der Vereinigten Staaten den Vorschlag zu einem riesenhaften Dampf-Luftballon gemacht. Ein eiförmiger, querliegender Ballon von 500 Fuß Länge und 50 Fuß Durchmesser soll ein angehängtes Fahrzeug von 50 Fuß Länge und 20 Fuß Breite tragen, worauf ein Verdeck mit Wohnungen für die Passagiere, eine Dampfmaschine von 10 Pferde Kraft, um ein Rad nach Art der Windmühlens-Fliegel zu treiben, und endlich ein Steuerruder nach Art der Schwänze der Fische, so daß man durch die Luft

Schiffen können soll, wie ein Schiff durch das Wasser.

L.

Paris. Das Bulletin der Polizeipräfektur von Paris enthält folgende nicht uninteressante Raubgeschichten, ohne den Schauplatz derselben zu bezeichnen: „Eine junge artige Dame, seit einiger Zeit Wittwe, suchte sich über den Tod ihres unvergeßlichen Gatten durch den Besuch eines prächtigen Ballfestes einigermaßen zu trösten. Sie strahlte von Diamanten, und erntete allgemeine Bewunderung. Spät in der Nacht läßt sie ihren Wagen vorfahren, steigt ein, und fährt nach Hause. Kaum war sie im Wagen, als ein galanter Herr, der sich bis dahin inognito in eine Ecke geschmiegt hatte, ihr näher rückt, und sich fürs erste Glück wünscht, daß sie sich statt ihrer eigenen Equipage der seinigen habedienen wollen. Die Dame erschrickt, sie begreift nun, daß man ihre Bedienten hinterlistig entfernt, und ein Räuber einen besondern Wagen dem ihrigen substituirt habe. Ihr galanter Begleiter bemerkt ihre Furcht, und ersucht sie in den höflichsten Ausdrücken ganz ruhig zu sein, und weder für ihr Leben noch für andere ihr werthe Gegenstände besorgt zu sein, nur bitte er sich zum Andenken an dieses beglückte Zusammentreffen ihre sämtlichen Diamanten aus, deren, wie er lächelnd beisezte, eine so reizende Witt-

we gar nicht bedürfe. Sie mußte sich zu dem Opfer entschließen, und mit einem zärtlichen Handkusse beurlaubte sich ihr Gefährte.

B.

Paris. Man spricht jetzt in Paris viel von dem Unglücke einer jungen Dame. Sie hatte einen Geliebten, der dem Spiele sehr ergeben war, und legte ihm, als sie auf ein halbes Jahr zu ihrem Oheime und Vormunde in die Bretagne reisen mußte, eine Prüfung auf. Sie versprach ihm Herz und Hand und damit ihr großes Vermögen, wenn er während ihrer Abwesenheit durchaus nicht spiele, versicherte ihn zugleich, sie werde ihn genau beobachten lassen. Alfred, so hieß der junge Mann, versprach Alles, was sie wollte, widerstand allen Anerbietungen und Aufforderungen zum Spiele, und unterhielt sich in der Gesellschaft, welche er gewöhnlich besuchte, und das Spiel zu vergessen, mit einem jungen geistreichen Mädchen. Er vergaß dabei wirklich das Spiel, aber das Mädchen wurde ihm endlich unentbehrlich; er besuchte die Gesellschaft bald nur um ihretwillen, vergaß die frühere Geliebte, und kurz vor der Rückkehr derselben hatte er das Mädchen geheirathet. Die Verschmähte erfuhr ihr Unglück noch am Tage ihrer Ankunft und schon am zweiten verschloß sie sich für immer in einer Klosterähnlichen Anstalt.

B.

Bilder-Gallerie. Nr. 2.

Dr. Hahnemann.

Samuel Christian Friedr. Hahnemann, der berühmte Stifter des homöopathischen Heilsystems, ist zu Weissen im J. 1755 geboren und ist daher jetzt ein achtzigjähriger Greis. Sein Vater war Maler in der dortigen Porzellan-Manufaktur. Im J. 1775 bezog Hahnemann die Leipziger Universität. Seine ganze Baarschaft bestand in 20 Thalern; mehr vermochte ihm sein Vater nicht zu geben, und er daher durch Sprachunterricht und Uebersetzen englischer me-

medizinischer Werke ins Deutsche für seinen Unterhalt sorgen mußte. Da in Leipzig damals kein medizinisches Klinikum bestand, ging H., um sich auszubilden, nach Wien. Nachdem endlich seine Geldquellen ganz erschöpft waren, begab er sich, dazu aufgefordert und eingeladen, nach Hermannstadt zu dem Gouverneur von Siebenbürgen, von Bruckenthal, bei welchem er fast zwei Jahre lang die Stelle eines Hausarztes und Bibliothekars versah und nebstbei in der Stadt, also noch vor seiner Promotion, praktisirte. Er ging hierauf nach Erlangen, woselbst er am 10. August 1779 zum Doktor der Medizin kreirt wurde. Er praktisirte hierauf in verschiedenen Orten und erhielt dann das Physikat in Gommern bei Magdeburg, wo er sich mit der Tochter des dortigen Apothekers ehelich verband. Dann entsagte er aber meist der medizinischen Praxis und beschäftigte sich mit der Schriftstellerei. Es erschienen von ihm mehrere schätzbare, besonders chemische Werke, die größtentheils vielen Beifall erhielten. Im J. 1789 reifte bei ihm zuerst der Gedanke seines neu begründeten Systems der Homöopathie, welchen er 1790 in einer Abhandlung im Hufeland'schen Journal: „Versuch über ein neues Prinzip zur Auffindung der Heilkräfte der Arzneisubstanzen“ zuerst aussprach. Er lebte von da an in verschiedenen Orten, stand eine Zeit lang einem Heil-Institute für Wahnsinnige in Georgenthal vor, wendete sich 1794 nach Braunschweig, dann nach Königslutter, Hamburg u. s. w., überzeugte sich immer mehr von seiner neuen Lehre und gab in ihrem Geiste mehrere wichtige Werke heraus, worunter wir vorzüglich seinen „Organon der Heilkunst“ (der schon 5 Auflagen erlebte) und seine „Neue Arzneimittellehre“ erwähnen. Doch machte sein System erst seit 1819 Sensation, zog ihm deshalb noch mehr Widersacher, als er schon früher erregte, zu, gewann aber auch auf der andern Seite eine starke unterstützende Parthei. — 1812 ging H. nach Leipzig und praktisirte dort elf Jahre. Da man ihm aber daselbst, eigene Medikamente zu bereiten und abzugeben nicht weiter gestatten wollte, begab er sich 1825, mit dem erhaltenen Titel eines Herzogl. Anhalt-Köthen'schen Hofraths, nach Köthen, wo er seitdem zahlreich konsultirenden Kranken homöopathisch beisteht. Jetzt, in einem Alter von 80 Jahren, lebt er in sehr großem Wohlstande und sein ganzes Thun verräth noch das Feuer eines jugendlichen Mannes, so daß er noch in diesem hohen Alter, am 18. Januar d. J., sich zum zweitenmale verhehlte. Seinem Körper sähe man keine Spur des hohen Alters an, wenn nicht weiße Locken die Schläfen umwallten und die Zeit dem Schädel eine Platte auferlegt hätte. Klein und untersezt an Gestalt, ist H. rasch und lebendig, jede Bewegung ist Leben; die Augen verrathen den Forscher: aus ihnen spricht Jugendfeuer; die Gesichtszüge sind scharf belebt, und wie dem Körper das Alter fremd zu sein scheint, so ist es auch dem Geiste. Sein Gedächtniß ist bewunderungswerth und seine Sprache feurig. Er ist ein starker Tabakraucher und trinkt keinen Wein; Weißbier aber darf nie auf seinem Tische fehlen. Außerdem ist seine Lebensart einfach, nüchtern und patriarchalisch.

Wir enthalten uns übrigens jeder Meinungs-Äußerung über die Haltbarkeit seines Systems und bemerken nur, daß der Kampf für und wider sehr leidenschaftlich geführt wird. R.

Verleger und Herausgeber Franz Wiefen.